



Katholisches Büro

N I E D E R S A C H S E N

Kommissariat der katholischen Bischöfe Niedersachsens

Bleibt die Kirche im Dorf?

*Jahresempfang des
Katholischen Büros Niedersachsen
am 13. September 2006
im Restaurant Leineschloss*

Bleibt die Kirche im Dorf?

*Jahresempfang des
Katholischen Büros Niedersachsen
am 13. September 2006
im Restaurant Leineschloss*

Impressum

© 2006 Katholisches Büro Niedersachsen

Layout und Herstellung: Bernward Mediengesellschaft mbH, Hildesheim

Inhalt

Vorwort

Prälat Prof. Dr. Felix Bernard,
Leiter des Katholischen Büros Niedersachsen

4

Grußwort

Christian Wulff,
Niedersächsischer Ministerpräsident

5

Festvortrag

Bischof Norbert Trelle, Hildesheim

10

Vorwort



Prälat Prof. Dr. Felix Bernard
*Leiter des Katholischen Büros
Niedersachsen*

Bleibt die Kirche im Dorf?

Dies ist eine spannende und offene Frage. Sicher wird sein, dass die Kirche bei den Menschen bleibt. Sie schafft in einer sich im steten Wandel befindlichen Gesellschaft Orte der Begegnung, vor allem in den Gottesdiensten und in den Pfarrgemeinden. Aber auch anderswo, wie beim Jahresempfang des Katholischen Büros Niedersachsen.

Kirche ist bei den Menschen, eben auch bei den Frauen und Männern, die sich in unserem Land in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft engagieren.

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung“, sagt der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber. Zu einem solchen wirklichen Leben, das vom Dialog geprägt ist, lädt die Kirche immer wieder ein.

In seinem Festvortrag zeigt der Bischof von Hildesheim, Norbert Trelle, auf, dass auch in den größer werdenden kirchlichen Lebensräumen die Kirche bei den Menschen ist, bei den Kindern und Jugendlichen genauso wie bei den kranken und älteren Menschen, bei den Etablierten wie bei den Heimatlosen.

Ministerpräsident Christian Wulff unterstreicht in seinem Grußwort die Aufgabe der Kirche, den Menschen zu helfen, mit Mut und Hoffnung in die Zukunft zu gehen. Gerade in Zeiten der Veränderung und des Umbruchs sei dies wichtig.

Grußwort



Christian Wulff
Niedersächsischer
Ministerpräsident

*Sehr geehrter Herr Landtagspräsident,
sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete,
sehr verehrter Herr Bischof Trelle,
meine sehr verehrten Herren Weihbischöfe,
sehr geehrter, lieber Herr Professor Bernard,
sehr geehrte Damen und Herren Minister und Staatssekretäre,
sehr geehrte Repräsentanten und Würdenträger
aus Staat, Kirche und Gesellschaft,
meine sehr geehrten Damen und Herren,*

ich freue mich, sehr verehrter Herr Professor Bernard, dass Sie mich zu dem nunmehr vierten Jahresempfang des Katholischen Büros Niedersachsen eingeladen haben. Ihr Haus ist **die** wichtige Nahtstelle zwischen Politik und katholischer Kirche in unserem Bundesland. So bin ich sehr gerne gekommen, um mit Ihnen dem Vortrag von Herrn Bischof Trelle zu folgen, der im Vordergrund der heutigen Veranstaltung steht. Im Anschluss daran freue mich auf den Austausch mit Ihnen im persönlichen Gespräch.

„Wer glaubt, ist nie allein“, so lautet das Motto, unter dem der aktuelle Besuch des Heiligen Vaters in Deutschland steht. Es könnte einleitend auch über dem Thema des heutigen Abends stehen, denn das Wort von der Gemeinschaft der Glaubenden meint nichts anderes als die Kirche.

Lassen Sie mich versuchen, es mit meinen eigenen Worten auszudrücken: Kirche ist auch und vor allem Erfahrung von Gemeinschaft, die so ganz anders ist als menschliche Gemeinschaft schlechthin. Sie ist ein Wir, das mehr ist als nur die Summe von mehreren Ichs. Gemeinschaft wird gelebt, wo nicht die Verwirklichung des eigenen Vorteils das Handeln bestimmt, sondern wo der Nutzen für die Gemeinschaft im Vordergrund steht.

Die kirchliche Gemeinde ist in den letzten Jahren kleiner geworden, aber ist immer noch groß genug, um der Rolle der Kirche insbesondere zur Gestaltung staatlichen und gesellschaftlichen Lebens gerecht zu werden. Auch der heutige Mensch sucht nach Halt, Orientierung und Sinn in der Religion, sucht das Gespräch mit Gott im Gebet und das Erlebnis mit Gleichgesinnten, mit denen er Freude und Leid teilen kann.

„Bleibt die Kirche im Dorf?“, so lautet der provokant formulierte Titel der beeindruckenden Rede, auf die ich gespannt bin. Er verbindet diese Frage zugleich mit der Zukunft des Landes Niedersachsen.

Kirche, Schule und Wirtshaus bildeten früher die Mitte des Dorfes oder auch der Stadt. Dies galt nicht nur rein tatsächlich betrachtet, sondern auch aus geistig prägender Sicht. Wir haben uns mittlerweile daran gewöhnen müssen, dass Dinge, die uns lieb geworden sind, disponibel geworden sind. Dorfschulen und Wirtshäuser sind oftmals verschwun-

den – nur die Kirche ist fast immer noch da. Aber der Sonntagsgottesdienst ist der regelmäßigste Termin im Ort, mit großer Bedeutung für die örtliche Gemeinschaft. Es ist erfreulich, dass bei vielen Menschen Vertrauen in und Erwartungen an die Kirche weiterhin vorhanden sind und die Kirche gefragt ist, Orientierungen und Antworten zu sozialen Fragen und dem gesellschaftlichen Leben zu geben.

Nun aber stellt sich die Frage der lokalen Präsenz vehement auch für die großen Kirchen. Dabei geht es allerdings nicht nur um Geld. Es geht nicht nur um die Auswirkungen der mit der demografischen Entwicklung einhergehenden rückläufigen Mitgliederzahlen und des daran geknüpften Kirchensteueraufkommens. Mindestens ebenso drängend erscheint der Rückgang bei der Zahl der Priester. So hat sich nicht nur das Bistum Hildesheim entschlossen, Seelsorgeeinheiten zu bilden. Natürlich ist diese Entwicklung für viele Gläubige ein schwieriger Prozess, insbesondere wenn mitunter die Aufgabe von Kirchengebäuden notwendig ist. Wenn das die Kirche trifft, in der man selber getauft oder gefirmt wurde, bedeutet dies auch einen persönlichen Einschnitt.

Wir sind alle aufgefordert, Mut für das durch Veränderung notwendige Neue zu machen. Nur wer Veränderungen akzeptiert, kann die Zukunft gestalten. Nur wer bereit ist, Abschiede hinzunehmen und durch ein Tal der Trauer zu gehen, kann Neues entdecken. Und oft genug kann auch nur so der wichtige Kern des Alten erhalten bleiben. Um den Strukturwandel zu meistern, werden neue Kräfte, äußere wie innere, notwendig sein. Wir sollten daher auch auf einen Aufbruch der Gläubigen aus dem Geist der Kirchentage, der Weltjugendtreffen und der Papstbesuche hoffen. Es ist Aufgabe der Kirche, den Menschen zu helfen, dass sie

Mut zur Zukunft haben und diesen Mut zur Zukunft mit anderen teilen, gerade in schwierigen Zeiten, in Zeiten der Veränderung und des Umbruchs.

Die Kirche ist **auch** eine Kirche der Menschen und so hat sie ihr äußeres Erscheinungsbild – also ihr gesellschaftliches Gesicht – durch den Gang der Jahrhunderte stets mit gewandelt. Sie ist daher ein Beleg dafür, dass Wandel an sich noch nichts Bedrohliches enthalten muss. In allem Wandel der äußeren Gestalt bezeugt die Kirche doch noch immer dieselbe alte junge Botschaft vom Plan Gottes mit den Menschen. Sie tut dies stets in den Formen und der Sprache der jeweiligen Zeit. Darin erweist sie ihre Vitalität immer wieder neu!

Ich möchte allen Repräsentanten der Kirche Dank sagen für die Ermutigung und die große Unterstützung staatlichen Wirkens in verschiedenen Bereichen, insbesondere in der Bildungs- und Jugendarbeit, der Kranken- und Altenpflege und der Sozialarbeit. Zwischen Staat und Kirchen besteht kein Nebeneinander, sondern ein partnerschaftliches geordnetes Miteinander zum Wohle der Menschen. Dies gilt besonders für weite Teile des sozialen Lebens, des Bildungs- und Kulturwesens und nicht zuletzt für die Vermittlung von ethischen Grundwerten an die jungen Generationen. Politik und Kirchen haben gemeinsam die Aufgabe, unser Land zukunftsfähig, d.h. nachhaltig, generationengerecht, verantwortungsbewusst und solidarisch zu gestalten und ein friedliches Zusammenleben verschiedener Nationalitäten, Kulturen und Religionen zu ermöglichen.

Deshalb freue ich mich auf den persönlichen Austausch mit Ihnen und auch auf Ihre kritische Begleitung der Politik der Landesregierung in der

vor uns liegenden Zeit. Ich persönlich könnte die Aufgabe, den Menschen in Niedersachsen als Ministerpräsident zu dienen, nicht jeden Tag in Angriff nehmen, wenn ich nicht wüsste, dass mich Gottes Gnade und die Fürbitte vieler Menschen einschließt. Dazu zählt das Gebet der Bischöfe, Priester und Diakone, dazu zählt aber auch das Gebet vieler Menschen in Stadt und Land. Wenn Gebete stärker werden und die Kirche nicht wie in gewohnter Weise im Dorf präsent sein kann, kann uns auch dies zum Segen werden. Dies wünsche ich mir!

Festvortrag



Bischof Norbert Trelle
Bischof von Hildesheim

Bleibt die Kirche im Dorf?

Ich freue mich, zu einer grundlegenden und also weitreichenden Frage im radikalen und rasanten Prozess der Globalisierung und Modernisierung, nämlich „Bleibt die Kirche im Dorf?“, Auskunft und Antwort geben zu können. Meine für diesen Rahmen der Begegnung nur grobe Skizze verstehe ich als Gesprächseinladung zur gemeinsamen Gestaltung der Zukunft des Landes Niedersachsen: zu wichtigen Aspekten seiner kulturellen und sozialen Gestalt, die vielleicht manchmal in den so drängenden und für viele Menschen existentiellen ökonomischen Standortdebatten etwas zu kurz kommen.

Hinter meiner Antwort liegt ein längerer Prozess theologischer Vergewisserung und Diskussion in der Diözese, den Gemeinden und Einrichtungen und Verbänden. Für die Bedeutsamkeit theologischer Fragestellungen gibt es, auch wenn Theologen damit nicht gerade häufig rechnen, empirische Tests. Dieser Test befindet sich heute Abend an Ihrem linken Handgelenk. Es ist nämlich so, dass fast alle von uns dort eine Uhr tragen, wohl niemand einen Kompass. Man braucht diesen auch nicht. Die Räume, in denen wir leben und arbeiten, sind bisher so überschaubar, strukturiert und durch Wegzeichen strukturiert, dass

jeder von uns auf einen Kompass gut verzichten kann. Auf eine Uhr aber keineswegs. Unter den Bedingungen der Beschleunigung, der Termine, der Jagd nach Zeit und Vorsprung ist die Uhr unverzichtbar. Die Zeit als innere Anschauungsform, wie Kant sagte, ist längst technisch veräußert. Die Uhr am Handgelenk wurde zum Seelenwerkzeug.

Einen Kompass brauchte kaum jemand. Die Kirche blieb bisher im Dorf, die Räume waren überschaubar. Das ändert sich. Viele von Ihnen werden nach den guten Gesprächen heute Abend nachher ins Auto steigen und eine Navigation programmieren, die technisch das GPS, Global Positioning System, zum Kern hat. Der Verkaufsfrennen in den Autohäusern und Mediamärkten, denn unsere Lebensräume weiten sich extrem und benötigen neue Orientierungshilfen. Der Raum ist nicht mehr das Vertraute. Nicht zufällig, sondern aufgrund dieser Revolution der Lebensräume, hat die Debatte um „Heimat“ derzeit Konjunktur. Das Zerbrechen und der Aufbruch – genau in dieser Ambivalenz! – der vertrauten Lebensräume betrifft die Menschen in Ostfriesland, Süddoldenburg und dem Eichsfeld ebenso wie die Menschen in den urbanen Räumen Hannovers, Braunschweigs oder Hamburgs. So umfassend und dynamisch verlaufen der Aufbruch und die gegenseitige Durchdringung verschiedener Lebensräume, dass der Fachkongress „Leitlinien der niedersächsischen Landesentwicklungspolitik“ vom November 2005 die Abgrenzung von „ländlichen“ und „urbanen“ Räumen für wissenschaftlich nicht mehr tragfähig erachtet. Räumliche Bezüge unserer Lebenswelt sind in hohem Maße flexibel und fragil geworden. Eine neue Grundformel scheint zu gelten: Wer nicht mobil ist, verliert. Wer nicht bereit ist, Wohn-, Arbeits-, Freizeitraum auszuweiten, flexibel zu komponieren und den jeweiligen Erfordernissen anzupassen, kann nicht mithalten. „Überschrei-

te Grenzen und ernähre dich redlich“, könnte die neue Losung einer mobilen Gesellschaft sein.

Der Prozess der Auflösung und Ausweitung von traditionellen Lebensräumen begleitet uns in technisch gesteigerter Form schon über Jahrhunderte. Heinrich Heine notiert 1843 angesichts der Entwicklung der Eisenbahn: „Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unserer Anschauungsweise und in unseren Vorstellungen! Sogar die Elementar-begriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahn wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig.“ Und Martin Heidegger konstatiert die existentiellen Wirkungen dieses Wandels hundert Jahre später (1950): „Was streckenmäßig unübersehbar weit entfernt ist, kann uns nahe sein. Kleine Entfernung ist nicht schon Nähe. Große Entfernung ist noch nicht Ferne.“

II

Dieser grundlegende soziale Wandel, die Vergrößerung sozialer Lebensräume in einer mobilen Gesellschaft, stellt alle Institutionen vor erhebliche Herausforderungen. Das gilt für die Kommunen, die ohne die Vernetzung in größeren regionalen Verbänden ihre Steuerungsfähigkeit zusehends verlieren, das gilt für Gewerkschaften, weil klassische soziale und professionelle Zugehörigkeiten in „vertikalen Mobilitäten“ aufgelöst werden, das gilt für die Landesraumordnung vor allem angesichts sehr disparater demografischer Entwicklungen, das gilt schließlich auch für die Kirchen, denen die „Kirche im Dorf“ allein keine Wirksamkeit in der mobilen Gesellschaft mehr gewährleisten kann: „Kleine Entfernung ist nicht schon Nähe!“

Wie reagiert die katholische Kirche auf den sozialen Wandel hin zu gesteigerter Mobilität und damit zu größeren sozialen Räumen? Hierzu

möchte ich gerade vor diesem Plenum am Beispiel Hildesheim gerne Auskunft geben.

Der eingeleitete Strukturwandel zielt eine Vergrößerung der Räume der territorialen Seelsorge (1) und eine Differenzierung des Angebots in Ergänzung zum territorialen Angebot (2) an.

(1) Die Vergrößerung der territorialen Räume kirchlicher Präsenz geschieht wesentlich durch eine Reduzierung der Zahl der Pfarrgemeinden. Bis zum Jahr 2014 wird das Bistum Hildesheim die Zahl seiner Pfarrgemeinden von derzeit etwa 340 auf etwa 120 reduzieren. Diese Reduzierung ist unter Einbeziehung aller Beteiligten, vor allem auch der Menschen vor Ort, schon in Umsetzung begriffen. Angestrebt wird ein differenzierter Prozess von Fusionen bisher benachbarter Gemeinden zu einer größeren Einheit, der neuen Pfarrgemeinde. Ob und wie die Kirchengebäude der bisherigen Einzelgemeinden weiter genutzt werden, hängt wesentlich an pastoralen Kriterien: der Zahl der Gläubigen, der Zahl der Priester, den zu Verfügung stehenden Finanzen, den demografischen Prognosen, der umgebenden Infrastruktur, der historischen Bedeutung etc. Bei diesen Überlegungen geht es im Wesentlichen natürlich auch um betriebswirtschaftliche Überlegungen, nämlich um die Frage: Wie kann die Kirche mit den zur Verfügung stehenden Mitteln wirksam und verlässlich an der Seite der Menschen bleiben? Diese Frage der Effizienz und Effektivität ist aber nicht nur betriebswirtschaftlich angesetzt, sondern hat spirituelle Bedeutung. Gerade ein Glaube, dem es nicht sektenhaft um sich selbst geht, sondern um die Menschen, muss Rechenschaft geben über den möglichst klugen Einsatz nun einmal irdisch begrenzter Mittel. Da ist es wie in der Politik: Gerade eine Politik, der es nicht nur um sich selber, also um die Bestätigung bei den nächsten Wahlen geht, wird den effizien-

ten Einsatz aller Steuermittel nachweisen, nicht zuletzt in Verantwortung vor denen, die noch keine Wählerstimmen haben, der nächsten Generation nämlich.

Aus den größeren Gemeinden ergeben sich höchst unterschiedliche Zuschnitte. In städtischen Verdichtungen, also etwa Wolfsburg, Garbsen oder Hannover-Ost sind Gemeinden mit etwa 14.000 Mitgliedern angezielt. Das ist an der Unterweser oder in der Lüneburger Heide völlig undenkbar, will man die Räume nicht so überdehnen, dass zentrale Orte zwar noch irgendwie erreichbar, aber faktisch keine anschaulichen Lebensräume, Räume der Begegnung und des Zusammenhalts mehr sind. Hier sind Gemeindegrößen von 2.000 Mitgliedern lebensweltlich tragfähig. Bei aller Differenzierung: Das Netz der territorialen Präsenz wird grobmaschiger, zuweilen wird es reißen und nur noch für „Inseln“ reichen.

(2) Insbesondere mit Rücksicht auf gestiegene Mobilitäten und Flexibilitäten wird die Kirche im Land Niedersachsen ihre nicht territorialen Angebote verstärken. Menschen suchen gezielt Angebote des Glaubens und der Gemeinschaft nach Interesse, Milieu oder biografischer Situation aus. Dieser Freiheit wollen wir mit offenen Armen entgegenkommen. Die Gleichung Kirche = Gemeinde kann es in der Zukunft sicher viel weniger geben als in der Vergangenheit. Jugendliche etwa sind heute viel weniger bereit, sich der Gemeinde vor Ort anzuschließen als traditionell und vielleicht auch wünschenswert. Sehr wohl sind sie, übrigens mit höchster Mobilität und Engagement bereit, über hunderte Kilometer nach Taizé zu fahren oder zur Christmesse in den Dom oder zum Friedensgrund nach Osteuropa. Am greifbarsten ist diese Entwicklung beim Weltjugendtag im letzten Jahr gewesen. – Nicht wenige Erwachsene, ein anderes Beispiel, tun sich

mit der Gemeinde vor Ort eher schwer, begeben sich aber durchaus zu anspruchsvollen Besinnungstagen in unsere Klöster: Das räumlich Ferne wird für sie zum Naheliegenden. Für diese besonderen (nicht territorialen oder kategorialen) Angebote gilt: Es ist nicht entscheidend, dass die Kirche im Dorf bleibt, sondern dass die Kirche bei den Menschen ist – und dies erfordert eben angesichts veränderter Lebenswelten neue Strukturen und Instrumente kirchlicher Präsenz. Auf diese Beistandspflicht der Kirche gegenüber den Menschen darf sich das Land verlassen.

Nun sind die Reaktionen in Kirche und Öffentlichkeit auf diesen tief greifenden Strukturwandel höchst kontrovers. Auf der einen Seite wird die Anpassung an veränderte Gegebenheiten begrüßt. Nicht wenige Gemeinden sind schon seit Jahren überlastet durch die geringe Zahl von Gläubigen und sollen, vor allem gilt das für die Ehrenamtlichen, das volle Programm des seelsorglich oder caritativ Notwendigen leisten. Jetzt können Lasten auf viele Schultern verteilt werden, durch die nun Vielen werden auch neue Möglichkeiten erschlossen. – Auf der anderen Seite sind die Verluste jedoch erheblich. Vertrautes geht verloren und das gilt vor allem für die vielen, die nach dem Krieg als Flüchtlinge aus Schlesien, Ostpreußen oder dem Sudetenland in ihren Kirchengemeinden Heimat gefunden haben. Nicht wenige haben Kirche mit eigener Hände Arbeit aufgebaut und sehen sich jetzt um die Früchte gebracht. Dies stellt uns vor erhebliche Herausforderungen und Anstrengungen, Menschen im Wandel mitzunehmen. Der Wandel kirchlicher Strukturen darf keine Sieger und Verlierer hinterlassen, sondern soll zu neuer Gemeinschaft anstiften.

Im öffentlichen, vor allem kommunalpolitischen Bereich erfahren wir viel Unterstützung, zumindest Verständnis, aber auch Widerspruch. Wenn

die Kirche nicht im Dorf bleibt, wird das eben auch als kultureller Verlust erfahren, der tiefe Wirkungen auf den sozialen Zusammenhalt hat.

Ich belasse es bei diesem umrisshaften Bericht zum bevorstehenden kirchlichen Strukturwandel und verzichte auf eine Darstellung der erfreulich differenzierten Diskussion.

III

Die entscheidende Frage lautet: Was geschieht eigentlich mit diesen größeren kirchlichen Lebensräumen? Geht es etwa nur um eine betriebswirtschaftliche Begrädigung oder geschieht wirklich Neues? Diese Frage ist keine innerkirchliche, sondern auch eine politische, weil eben die kirchliche Entwicklung Teil der kulturellen Entwicklung des Landes ist. Und damit sind beide Seiten, Kirche und Politik, gefordert.

Die Physiognomie eines Raumes wird wesentlich geprägt durch die Orte in ihm. Welche Orte brauchen und wollen wir im größeren pastoralen Raum und im größeren Lebensraum der Menschen einer mobilen Gesellschaft? Diese Frage nach der Gestalt haben wir im Bistum unter die programmatische Formel „die Eucharistie („Abendmahl“) im Zentrum“ gebracht. Ich versuche diese Formel nicht theologisch zu erläutern, sie hat ihren Grund in ältesten Traditionen der Kirchenväter und reicht bis in die Theologie des II. Vatikanischen Konzils, sondern versuche sie gleich in ihre kulturpolitische Bedeutung für die Zukunft des Landes Niedersachsen zu übersetzen. Welche Orte brauchen wir in größeren Lebensräumen von der Kirche, wenn Eucharistie im Zentrum steht?

(1) Wir brauchen Orte, an denen Eucharistie gefeiert wird, an denen Menschen lebendig erfahren, woher sie als Christen leben und worauf sie hoffen.

(2) Wir brauchen heilige Orte. Dies sind Orte, an denen die Würde des Menschen ausgewiesen wird. Hierbei ist es kulturpolitisch zu erwägen, ob neben aller ökonomisch zweckhaften Standortpolitik nicht gerade jene Orte des Vertrauens in unverlierbare Achtung der Würde des Menschen der besonderen Förderung bedürfen. Die Frage verschärft sich angesichts der Herausforderungen der Integration des Islam. Es wird kulturpolitisch nicht ausreichen, sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner der Toleranz oder des wirtschaftlichen Interessenausgleichs zu verständigen. Die Kritik vieler Muslime an der westlichen Kultur zielt ja gerade nicht auf einen Mangel an Toleranz, sondern auf einen Mangel an Achtung vor dem Heiligen. Ein Vertreter der muslimischen Gemeinde in München wurde gefragt, wie es ihm mit seiner Gemeinde in München denn gehe. „Ach, ganz gut“, sagt der, „hier in Bayern gibt es sehr viel gläubige Katholiken. Die haben mehr Verständnis für unsere religiösen Anliegen als woanders“. Die Frage des Schutzes und der Stützung heiliger Orte ist also auch für einen neutralen Staat, so glaube ich, von erheblichem kulturpolitischem Rang.

(3) Wir brauchen Orte der Gemeinschaft. Hierzu müssen nicht nur Viele zusammenkommen, sondern vor allem Vielfältige. Eucharistie im Zentrum heißt nämlich, dass an einem Tisch Junge und Alte, Reiche und Arme, Gesunde und Kranke, Ferne und Nahe versammelt sind. Dieser religiöse Maßstab ist kulturpolitisch deshalb bedeutend, weil wir Orte der Einheit brauchen, die einer wachsenden Vereinzelung, Vernichtung und Fragmentierung unserer Lebenswelt entgegenstehen. Generationenzusammenhalt und Generationengerechtigkeit werden nicht nur über Rentenformeln verhandelbar sein, sie hängen auch an der erfahrbaren Begegnung der Generationen. Solidaritäten, die über

Verteilungskonsense hinausreichen, müssen an Erfahrungen des Anderen eingeübt werden. Große kirchliche Räume, in denen nicht nur Viele, sondern auch Vielfältige zusammenkommen, stützen in erheblichem Maße den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Es scheint mir deshalb auch eine kulturpolitische Herausforderung zu sein, die weniger Beweglichen, Alte und Kranke zumal, in der Teilhabe an diesen Begegnungen zu stützen. Es scheint mir jedenfalls nicht eine Frage zu sein, die die Kirchen alleine lösen können, sondern nur im gemeinsamen Engagement, vor allem mit den Kommunen.

(4) Wir brauchen Orte, die Offenheit für Fremde einüben. Die Kirche im Dorf ist nicht das Symbol der Identität allein und nicht der Exklusivität. Gewiss, wir brauchen in pluralen und multikulturellen Gesellschaften Orte, die Herkunft und damit Identität ausweisen. Wenn alle aus demselben Dorf kommen, braucht es keine Herkunftsfrage, sie ist bedeutungslos. Die Kirche im Dorf verweist aber in diesem multikulturellen Zusammenhang gerade nicht nur auf sich selbst und nicht darauf, dass alles in Ordnung ist. Die Kirche im Dorf verweist auf das, was nicht in Ordnung ist, was unerfüllt und beschädigt im Lebensraum ist. Es geht der Kirche also nicht nur darum, zwei oder drei in seinem Namen zu versammeln, sondern um das, was Pastor Christian Führer an die Leipziger Nikolaikirche angeschlagen hat: „Hier haben die einen Ort, die draußen zum Verstummen gebracht, die diskriminiert und verletzt werden.“ Größere pastorale Lebensräume dienen also nicht allein der besseren Selbstorganisation, sie dienen der Würde der Schwächsten. Es kann uns nicht nur darum gehen, die Heimat zu abzuschirmen, sondern es muss uns darum gehen, die Heimatlosen zu schützen. Ein pastoraler Lebensraum, der die Fremden nicht in seine Mitte holt, ist in seiner Würde beschädigt. Hierüber muss man

insbesondere hinsichtlich der Migrantenfrage in ein langfristiges und umfassendes Gespräch mit der Politik kommen. Vielleicht ist das auch eine Möglichkeit, aus einer stark verrechtlichten und allzu defensiven Diskussionslage herauszukommen.

(5) Wir brauchen Orte, die die Kinder in die Mitte holen. Die kirchlichen Kindergärten leisten hier deshalb erhebliche Beiträge, weil sie von den Gemeinden gestützt werden. Es ist für Kinder jenseits aller Curricula wesentlich, durch die Gemeinden in lebendiger Weise in Brauchtum, Feste, grundsätzliche Riten und damit in den breiten Überlieferungsstrom des Volkes eingeführt zu werden. In diesem Zusammenhang scheint mir die Diskussion um Ganztageskindergärten und Horte eine gewisse Schiefelage zu haben. Es ist ja keineswegs so, dass nach der Klärung aller Finanzierungsfragen die Probleme vom Tisch wären. Grundlegend ist die gesellschaftliche Umgebungstemperatur unserer institutionellen Settings. Grundlegend ist auch, die Gesellschaft wieder zu befähigen, ihre Mitverantwortung für Kinder zu tragen, statt alleine die sozialstaatlichen Rahmen auszuweiten.

(6) Wir brauchen Orte, die in besonderer Weise den Schwächsten Schutz und Hilfe bieten. In einem Sozialstaat, der an seine Grenzen kommt, eigentlich schon über seine Verhältnisse lebt, müssen gesellschaftliche Solidaritäten auch in dauerhafter Begleitung und Orientierung neu eingeübt werden. Zur Förderung solcher zivilgesellschaftlicher Initiativen gehört das Gespräch auf allen Ebenen in der Gestaltung unserer pastoralen Räume.

Diese Gespräche scheinen mir deshalb so dringend, weil ja nicht nur natürliche Ressourcen verbraucht werden können, sondern auch kulturelle Ressourcen. Nicht umsonst fordert Jürgen Habermas in seiner Frankfurter Friedenspreisrede einen schonenden Umgang mit religi-

Bleibt die Kirche im Dorf?

ösen Ressourcen. Hierfür schiene es mir wesentlich, die kulturellen Gestaltungen des Landes auch in größeren Lebensräumen und größeren kirchlichen Einheiten miteinander zu gestalten. Nicht in jedem Dorf bleibt wohl die Kirche, im Lande als verlässlicher Partner aber gewiss.

